

Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 47

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

4. Fortsetzung

Sonder Beschwerden und Kümmernisse machte ich mich am nächsten Morgen auf den Weg zur Forca del Balone. Beni konnte mich nicht begleiten, die Pflege des kranken Kindes hielt ihn zurück. Und es war mir fast lieber, allein zu gehen. Das lange Einsamsein hat die Freude daran geweckt, man wirkt leichter die irdische Hülle ab und rüstet sich zum Sternensflug, wenn man das Ohr nur der Wildnis und ihren Stimmen zuwenden kann. Oder auch: wir glauben uns weise und abgeklärt, allein zu sein und werden da nur wieder echtes Kind, das mit seinem Spielzeug gerne zu zweit ist. Unser Spielzeug — das sind unsere Gedanken.

Den Weg zur Forca kannte ich, und schwer ist er auch nicht. Oben preßt sich der Höhenwind durch die Scharte und musiziert in einer Felskluft zwischen dem Grat des Monte Croce und einer daran gelehnten Steinsäule. Die Kluft wirkt wie eine Orgelpfeife, es gibt ein tiefes, melodisches, an- und abschwellendes Brummen.

Auf der Spitze der Säule aber saß ein lustiger Mann. Der rief „hali — hallo!“, als er mich wahrte und windmühte mit den Armen in der Luft. Er war behäbig, hatte ein kleines, vorrundendes Bäuchlein und ein verschmitztes Gesicht unter spiegelnder Glaze. Er schien es eilig zu haben, mich zu begrüßen, denn er schwang sich von dem Felsstümmlein in den Spalt und rutschte durch diesen mehr als er kletterte herab. Dabei war der Mann trotz seines Wänstleins sehr behend, und sein knallrotbackiges Gesicht leuchtete vergnügt aus dem dunklen, etwas feuchtmoosigen Schluß.

Dann prasselte er auf das Geröll, klopfte die kalkstaubigen Hosen ab und meinte: „Nichts für ungut, Herr, 's ist nur wegen dem Grenzübertritt. Ihr habt doch einen Paß?“

„Nein, hier habe ich ihn nicht. Ich will gar nicht über die Grenze.“

Er wiegte den Kopf und zog die Mundwinkel herab. „Ihr seid aber schon drüber.“ Er wies auf einen behauenen Stein hinter uns — da war das Kreuz meiner Heimat eingekerbt.

Seltzam, erst einige Wochen weilte ich in Rocca, und nun freute es mich doch, nur drei Schuh weit auf Schweizerboden zu stehen. Ein liebes Gefühl, das nichts mit Sentimentalität zu tun hat, sondern heimelig ist wie ein warmer Ofensitz.

Wir verstanden uns bald — er war jener Sergeant Schuppli, von dem mir Beni schon berichtet hatte. Er wieder kannte mich aus des Hirten Schilderung. Nun hatte er nichts gegen die drei Schuh Grenzverletzung und wollte mich sogar zur Zollhütte hinabführen. Er hätte dort einen Nostrano — sein Zungenschlag wäre, phonographisch aufgenommen, für den Weintieferanten eine große Reklame gewesen.

„Ich habe Euch schon längst sprechen wollen, Herr Pfarrer“, bedauerte er mein dankendes Nein. „Es plaudert sich gut bei einem Glase.“

„Und hier plaudert es sich ebenso schön.“

„Wenn der Wind nicht wäre — 's ist Bise (Nordwind) und etwas kalt. Aber saget, warum wollt Ihr hier hocken. Gelustet es Euch bei diesem Prachtstag nicht, den Gipfel des Monte Croce zu besuchen? Ich bin sowieso dienstfrei.“

Da hätte ich also einen Führer und noch dazu einen, von dessen munterer Aufgeräumtheit man interessantere Dinge erfahren konnte als von den granitenen Roccanern. Den musikalischen Schluß, durch den Schuppli herabgeglitten war, betrachtete ich noch etwas mißtrauisch. Zweifellos war das der Weg auf dem Grat, der zur Forca in steiler Wand abfiel.

„Es geht auf der italienischen Seite viel leichter. Aber hier ist's lustiger.“

Ich muß die Lustigkeit solcher Wege, bei denen ein Bein und Arm haltlos in der Luft baumeln, erst verstehen lernen. Aber es ging gar wohl — mein schlanker Körper war durch die Turnübungen an den Blöcken der Todmatte etwas geübt. In kurzer Frist standen wir auf dem Grat, der von da ab sanft und breit zu dem schon von weitem sichtbaren Kreuz emporleitete. Etwas unter dem Gipfel war eine windgeschützte Mulde, in welche die Sonne tüchtig heizte.

Nun sah ich Rocca wieder — das zusammengedrängte Dörflein klebte am Hang wie eine Borke auf einem Baumstamm. Zu beiden Seiten der Bergine waren am Horizont mächtige Eisberge aufgestiegen, die wie silberne Wolken in dem dünnblauen Himmel zu schweben schienen. Im Süden aber dehnte es sich grausimmernd, Bodennebel oder Ebene, ins italienische Flachland hinaus.

Schuppli hatte seine Pfeife angesteckt. „Ja, da sitze ich nun oft, Herr Pfarrer. Wenn ich dienstfrei bin fast jeden Tag. Die Berge sind meine größte Freude.“

„Und wenn Ihr Dienst habt?“

Er wies nach Norden, wo man jenseits der Gratkante unvermittelt in ein tiefes, grünes Tal sah, in dem helle Häuser standen. „Unter der Nordwand des Croce geht ein Steiglein, das zum Passo Ciatif führt. Dann noch einige hundert Meter, bis die Berginewand Halt gebietet. Dieses Gebiet müssen wir abklappern, ob die Sonne scheint oder ob es Bleikörner regnet.“

„Gehen oft Touristen über die Scharten?“

Er sah mich pfiffig an. „Es ist doch nicht wegen den Touristen, Herr Pfarrer, das wißt Ihr so gut wie ich. Es wird viel geschmuggelt.“

„Wie zumeist an den Grenzen.“

„Tut nicht so, Herr Pfarrer, was in Rocca läuft, ist Euch ja bekannt.“

„Hört, Herr Sergeant, ich freue mich, hier mit einem Landsmann zu sitzen und werde wohl auch gelegentlich Euer Bergheim besuchen und Euren Nostrano verkosten. Aber es wäre doch gut, wenn wir uns über unser Verhältnis im klaren wären. Ich bin Pfarrer von Rocca und werde in meinem Amt alles tun, um Unrechtes zu bekämpfen. Aber diese gewissen Dinge — Ihr versteht! — lassen wir aus dem Spiel.“

Er war so offenerzig, daß ich angesichts eines Gegners wie es Gian Badrutt sein mußte, diesen pausbäckigen Genießer von Alpenfernsicht und Nostrano für harmlos hielt. „Das ist schade, Herr Pfarrer. Ich hatte gehofft, daß Ihr, mitten in dem verdammten Schmugglerneß, mir ab und zu einen guten Wink geben könntet. Ihr erfahrt doch gewiß Dinge, die unsereinem

nützlich sind, und der Beni Julien übermittelt sie mir liebend-
gern.“

„Ich zwang mich, über dieses Ansinnen nicht böse zu werden.
„Es geht nicht, Sergeant. Und damit Schluß!“

Aber er machte nicht Schluß. Er drängte mich zwar nicht
mehr, aber am Thema blieb er hängen. „Habt Ihr den Padrutt
schon kennengelernt?“

„Kann man den überhaupt kennenlernen? Er kommt mir
fast wie eine Sage vor, wie ein Gespenst, das über Rocca hängt.
Wie die Geschichte vom Kalligroosi, dem Berggeist von Grindel-
wald.“

„Ihr habt recht. Auf welche Vergleiche doch so ein gelehr-
ter Herr kommt! Ja, er ist wunderselten in Rocca. Ich weiß
nicht, ob er dafür einen bestimmten Grund hat oder sich nur
interessant machen will. Ich bin eben ein nüchterner Zollbeam-
ter und erwäge alle Möglichkeiten.“

„Vielleicht fürchtet er sich vor der Rache des Beni, den er
zuschanden geschlagen hat?“

Schuppli lachte. „Der und sich fürchten! Wißt Ihr, wie ihn
die Italiener nennen? „Lupo degli Monti“ — den Bergwolf.
Seine liebwerten Herren Kollegen von der enneren (anderen)
Seite haben Mordsangst vor ihm. Und der Padrutt ist so schlau
— er schmuggelt nur zu uns herein, so daß er nur uns zu Geg-
nern hat. Dadurch verliert er für die Doganieri jedes Interesse,
und sie lehnen es auch ab, uns irgendwie zu helfen. Wir müssen
den Dreck allein auslöffeln.“

„Wer er ist, das wißt Ihr wohl auch nicht?“

„Ob wir's wissen — hehe, wir arbeiten gründlich. Wir ha-
ben seinen ganzen Lebenslauf bis zu dem Tag, da er in Rocca
aufgetaucht ist.“

Das war was! Dieser gemütliche Schuppli war also
schlauer, als ich gedacht hatte. „Wie habt Ihr denn das heraus-
gekriegt?“

„Es hat lange gebraucht, bis sich der Schleier gelüftet hat.
Aber von dem Tag an, da des Padrutt Tochter — kennt Ihr
die?“

„Ja, flüchtig!“

„Nun, als die aus Paris kam, da hatten wir's. Sie mußte
sich doch dort als Ausländerin anmelden, gelle. Eh nun, da
habe ich flugs nach Paris geschrieben. Sie war — ratet nur,
woher sie gekommen war!“

„Wie soll ich das wissen?“

„Aus Mexiko war sie gekommen. Aus der Stadt Tampico.
Nun nahm ich an, daß auch er dort gewest habe. Schrieb dort-
hin, und da hatte ich den Zauber. Er hat dort dreizehn Jahre
als Ingenieur gelebt.“

„Als Ingenieur?“

„Jawohl, dann wanderte er plötzlich aus, weilte längere
Zeit in Paris. Geld soll er gehabt haben. Vorher war er in
Afrika gewesen, sein Heimatort aber ist Malin.“

„Was mag ihn in die Wildnis und in diesen — Beruf ge-
trieben haben?“

„Das weiß ich natürlich nicht. Die Fremdenkontrollen ver-
zeichnen nicht, was im Menschen drin vorgeht.“

Ich schwieg und blickte nachdenklich auf den großen Berg
mir gegenüber. Stärker als je war in mir der Wunsch lebendig,
den merkwürdigen Mann zu sehen, zu sprechen. Aber wo barg
sich der Bergwolf in dem wilden Fackengeklüft? Diese Frage
warf ich hin, ohne mir eigentlich eine Antwort zu erwarten.
Doch der treffliche Schuppli wußte auch da Bescheid.

„Hat Euch Beni das nicht gesagt?“

„Weiß er es denn?“

„Ich habe es ihm erklärt. Ja, er hängt an Euch und mag
wohl fürchten, daß Ihr Euch dann zu Eurem Schaden auf den
Berg machen würdet. Außerdem wäre es für ihn ungut, in
Rocca als Verräter zu gelten.“

„Und Ihr wißt es?“

„Hat lange gewährt, bis ich das Nest gefunden habe. Im-
mer wieder bin ich als friedfertiger Bergsteiger mit einem
ordentlichen Paß in der Tasche drüben herumgeklettert. Aber
dann hatte ich's.“ Er wies mit dem Pfeifenmundstück auf die
Bergine uns gegenüber. „Seht Ihr, vom Gipfel gehen nach
Norden zwei steile Grate herab — man sollte sie eher Ranten
nennen. Zwischen ihnen ist ein Firnfeld eingebettet — kommt
Ihr nach?“

Ja, das alles sah man vom Monte Croce aus. Von der
Forca, geschweige denn von Rocca, war das Firnfeld nicht sicht-
bar, und auch beide Grate waren zu einem verschmolzen.

„Unter dem Firnfeld“, fuhr Schuppli fort, „zieht ein Schut-
tband quer durch die Fluh und verschwindet hinter der Kante.
Und dort, nur wenige Schritte um die Ecke, lebt der schwarze
Gian. Er hat kein Gegenüber eines Berges, so daß man ihn
beobachten könnte — vor sich die blaue Ferne und erst dreihun-
dert Kilometer westlich den Monte Rosa, der dort wie eine Wol-
ke am Horizont steht.“

„Schrecklich! Wie ein Tier, einsam, in eine Felshöhle ver-
trochen, in der Wildnis zu leben!“

Schupplis Gesicht zog sich grinsend auseinander. „Wie ein
Tier? Glaub's nicht. Ich bin überzeugt, daß sich der Mann ganz
wohnlich eingerichtet hat. Ich habe während des Krieges die
italienischen und österreichischen Unterkünfte gesehen. Die waren
geradezu behaglich, wenn die Kaverne halbwegs trocken war.
Ich gäbe unsere Zollhütte gerne dafür. Von der glauben wir
manchmal, wenn der Bergteufel los ist, daß sie mit uns in die
Lüste getragen wird. Das kann einem in einer Höhle nicht pas-
sieren. Da sitzt man trocken . . .“ Er brach plötzlich ab, beugte
den Kopf vor.

„Was habt Ihr, Sergeant?“

Er winkte mit der Hand, lauschte. Ich hatte ein Rieseln von
Steinen gehört. Schuppli kroch leise aus unserem Felsgemach,
schwang sich um die Ecke. Und ich, neugierig, hob den Kopf über
den Block, hinter dem wir gesessen waren.

Der Gipfel war leer; in den Drahtseilen, welche das mäch-
tige Kreuz am Fels verankerten, firrte der Wind. Oben stand
der Sergeant und spähte umher. Ich trat zu ihm. Während un-
seres Plauderns waren aus dem Engadin Nebel emporgestie-
gen; sie wanden sich lautlos lebendig um die Türme des Grates,
der vom Monte Croce gegen den Passo Giatif niederfiel. Fels-
höcker und Zacken schienen in dieser Bewegung selbst von Le-
ben erfüllt; sie neigten sich, schwebten auf und ab, griffen, von
einer Nebelhülle jäh befreit, wie Totenkrallen ins Leere.

„Was habt Ihr, Sergeant?“

Schuppli schüttelte den Kopf. „Kann mich auch getäuscht ha-
ben. Mir war, als wenn zu unseren Häupten Schritte gingen.“

„Das müßte man doch hören. So ein Nagelschuh im Ge-
röll!“

Er antwortete nur mit einem winzigen Lächeln. Seine
scharfen Mauseuglein huschten über den Boden. Mir kamen
die weichsohligen Scarpetti in den Sinn, mit denen man so un-
hörbar wie auf Rakenspfoten gehen konnte. Für meine beschei-
denen Kletterübungen auf der Todmatte benütze ich ja selbst ein
Paar. Die rauhen Flicken, aus denen die Sohle zusammengesetzt
ist, haften sicherer am glatten Stein als die genagelten Schuhe.

„Man wird nervös in solchen Bergen“, brach ich endlich
das Schweigen, „in einer Gegend, die von heimlichem Leben
erfüllt ist.“

Schuppli wandte sich rasch um. „Nervös — das ist ein
Stadtausdruck! Ist die Gemse nervös, die keinen Schritt tut,
ohne alle Sinne wach zu haben? Kommt, Herr Pfarrer!“

„Wollen wir schon hinab? Es ist so schön hier oben.“

„Ich muß hinab. Und möchte Euch nicht allein den Riß
abklettern lassen. Seid nicht böse.“

Da war nichts zu machen. Er hatte wohl etwas gehört oder
zu hören geglaubt, das die Ruhe seines dienstfreien Tages un-
terbrechen mußte. Binnen kurzem standen wir wieder in der
Forca.

„Und nun entschuldigt mich, Herr Pfarrer, ich muß rasch zum Passo Ciatif. Auf dem Weglein unter der Nordwand des Monte Croce, von dem ich Euch erzählt habe.“

„Könnte ich nicht mit Euch gehen? Da lerne ich ein neues Stück dieser Berge kennen.“

Er blickte mich erstaunt an. Dann lachte er. „Ihr seid der richtige Bergpfarrer. 's ist so, wie Beni sagt: wenn einer die Bande von Rocca nehmen kann, seid Ihr es.“

„Ich weiß nicht, wie ich solches Lob verdient habe. Frisch aus der Stadt . . .“

„Ich habe nicht lange Zeit. Wenn Ihr mit wollt, so kommt! Der Weg ist einfach. Aber es kann sein, daß aus der Nordwand Steine herabfallen. In den Bergen gibt es solche Zufälle.“ Er sagte das so sarkastisch, daß ich merkte, welcher Ursache er „zufällige“ Steinschläge auf seinen Dienstwegen zuschrieb.

„Ich fürchte mich nicht. Und eigentlich könnte ich dann über den Passo Ciatif nach Rocca zurückkehren.“

„Auch das wollt Ihr? Meinetwegen! Es hat zwar auf unserer Seite, der Schweizer Seite, eine verdammt böse Stelle, aber über die bringe ich Euch schon. Und von der Scharte aus ist's dann leicht hinab ins Italienische.“

Wir schritten schon eine Weile unter den grauen, scheinbar endlos in den Himmel aufwachsenden Nordwänden hin, als mir Beni in den Sinn kam.

„Dem sage ich dann Bescheid, wenn ich zurückgekehrt bin“, erwiderte Schuppli kurz.

Eine auffällige Veränderung war mit dem Manne vorgegangen, der mir früher in seiner behaglichen Leibbesfülle, mit seinen roten Puppenbäcklein und dem glatten Mondscheinhaupt so gemüthlich, fast spießbürgerlich erschienen hatte. Er sprach fast nichts, gab meinen Fragen kurz angebundene Antwort, jede Muskel seines gedrunghenen Körpers schien gespannt, und seine Blicke glitten unablässig in alle Richtungen, besonders aber nach oben, wo der Berg, auf dessen Gipfel wir noch eben gestanden waren, in Nebel gehüllt war. Als es einmal, unsichtbar im Gewand, knatterte, riß er mich, schmerzhaft meinen Arm umschraubend, an eine Felswand. Aber der Steinschlag, den offenbar eine Gemse oder ein Windstoß gelöst hatte, blieb in der Wand hängen, es wurde wieder still.

Der Weg, den die schweizerischen Zöllner hatten anlegen lassen, war bequem und sicher zu gehen. Er führte stets in gleicher Höhe unter der Fluch hin. Eine vorstoßende Felsnase, welche der Pfad wie ein Stirnband umwand, war durch ausgesprengte Tritte und an einer besonders jähen Stelle durch eiserne Stifte gesichert.

Der Nebel hatte uns grieselig und feucht eingepackt, lautlos wallten die Schwaden um uns her, nur ein kurzes Stücklein sah man vor sich den Pfad — dann verschwamm wieder alles im Grau. Verhielten wir den Schritt, so herrschte vollständige Stille. Auch der Wind oben in den Felsen harfte nicht mehr.

Einmal erschraf ich fast. Knapp vor uns fielen lautlos zwei schwarze Körper wie Flederwische aus dem Nebel und versanken wieder. Bergdohlen waren es. Welche Entfernung wir während dieses stummen Schreitens zurücklegten, das wußte ich nicht. Nach der Uhr, die ich zeitweilig zu Rate zog, waren wir etwa drei Viertelstunden gegangen, als Schuppli plötzlich halt machte. Der Pfad ging steil in eine geröll- und schneerfüllte Schlucht hinein; ich sah von ihr nur unbestimmte Umrisse wie auf einer schlecht belichteten Platte. Die jenseitigen Wände der Schlucht verschwanden schon wieder im Nebel.

Schuppli setzte sich unter einen vordachenden Felsen und zog sein Pfeiflein hervor. Offenbar war das ein Zeichen, daß er nun haltzumachen gedente. Er ahnte wohl üppig vorquellende Frageflut, denn er legte warnend den Finger auf den Mund.

„Sprecht leise! Aber fragen könnt Ihr nun, denn der Gwunder verbrennt Euch ja schier.“

„Allerdings! Was bedeutet das alles?“

Schuppli wischte ein Zündholz an und ließ die ersten Tabakwölklein in den Nebel ziehen. „Das kann gar nichts bedeu-

ten, Herr Pfarrer. Solche Wege habe ich schon duzende Male vergeblich gemacht. Den Pfad zwischen Forca Balone und Passo Ciatif bin ich oft in einem Tempo gerannt, daß mir die Zunge zum Halse herausgehangen ist. Und wenn ich da war — dann war nichts los.“

„Da? Wo sind wir da?“

„Unmittelbar unter dem Passo Ciatif. Hört Ihr das feine Summen oben. Das ist der Wind, der bisher geschwiegen hat. Der strömt durch die Scharte. Dort, jenseits der Schlucht — seht Ihr die Umrisse der Felskante — geht es hinauf, die weiße schimmernde Platte ist der ‚Ragentritt‘, die böse Stelle. Doch Ihr werdet sie schon packen.“

„Und was erwartet Ihr hier? Glaubt Ihr, daß Schmuggler . . .“

Er kicherte leise. „Oh nein, die suchen andere Wege und andere Stunden. Aber wir sind hier sozusagen im Kriegszustand. Da ist es immer wertvoll zu wissen, wer in der Gegend herumgeistert. Früher, auf dem Gipfel, war mir, als hätte ich einen leisen Tritt gehört. Kann sein, daß ich mich getäuscht habe. Aber wenn wirklich jemand in der Nähe war, so konnte er sich nur über den Westgrat, der zum Ciatif absinkt, entfernen. Dieser Grat ist lange und schwierig — wir sind auf dem Weg rascher zum Passo gekommen. Und deshalb können wir hier ruhig ein Pfeiflein lang warten, dann zur Scharte hinaufsteigen und luegen, ob jemand den Westgrat herabkommt.“

„Und wenn wer kommt?“

Er sah mich lächelnd an. „Ihr meint, wenn der schwarze Gian kommt, gelle? Ei, da würden wir einander ‚Guten Tag‘ sagen, und ich würde Euch vielleicht vorstellen, wie es unter höflichen Menschen üblich ist. Glaubt Ihr, der geht mit einem Sack voll Salami oder Napolitaner Spaghetti auf dem Rücken spazieren? Wenn er über die Grenze treten würde, könnte ich ihn ja um seinen Paß befragen, den Ihr, Herr Pfarrer, nicht bei Euch habt. Er besitzt sicher einen. Nein, nein, so grob werden die Mochen da nicht gebraten.“

„Und der Zweck der ganzen Sache?“

„Oh nun, ich weiß, daß er mir und vor allem wohl Euch nachspioniert, und er weiß, daß ich es weiß.“ Er klopfte sein Pfeiflein aus. „Jetzt wollen wir, wenn es Euch paßt, zur Scharte hinauf. Haltet Euch bei der schlimmen Platte nur dicht vor mir, damit ich Euch packen kann, falls Ihr ausgleitet. Mit Scarpetti an den Füßen würde Euch die Stelle zehnmal leichter werden.“

Nun, es ging auch so, trotzdem die Nägel meiner schweren Schuhe einige Male auf dem glatten Stein nicht zupacken wollten. Ich freute mich, daß mir die verrussene Stelle leichter fiel, als ich gefürchtet hatte. Unwillkürlich mußte ich mich mit einer Spinne vergleichen, als ich mich so mit ausgespreizten Armen und Beinen über die Platte schob, die als leicht gerippte schräg absteigende Felschuppe aus dem Körper des Berges ragte. Unter den Füßen sah ich ein wallendes Nebelbett, verlockend wie ein Daunenkissen für ein Sturz. Allerdings, die steil abstehenden Geröllsteine darunter sah ich nicht — und auf ihnen würde der Körper zerschellen, wenn man die winzigen Brocken und Leisten nicht mit derber Hand packen würde.

Das also war der „Ragentritt“; von ihm aus ging es dann lustig, aber sicher den Pfeiler empor, bis ausgemuschelter, mit Steinstaub überzogener Firn in die Scharte leitete.

Der Nebel war hier in stärkerer Bewegung, aber ebenso dicht wie unten. Und wenn nun jemand den Westgrat herabkam, dann konnten wir ihn erst an den paar letzten Metern sehen.

„Sehen nicht, aber hören!“ ergänzte Schuppli meine Beobachtung. „Wenn er noch so vorsichtig geht — hie und da ein Steinchen löst sich ja doch. Also, die Ohren offen!“

Diese Raft war weniger erquicklich als der Hock unter dem Gipfel. Nicht allein der feuchten, durchdringenden Kälte halber, sondern vor allem wegen Schupplis beunruhigender Regsamkeit.

Jedes kleine Geräusch schien ihm in die Nerven zu schneiden, wie ein Springteufelchen tanzte er dahin und dorthin,

lauschte nach oben und unten und — was mir gewiß am meisten Kummer machte — er hatte sich vorher versichert, ob der Mechanismus seiner Pistole in Ordnung sei. Ich kann es mir ehrlich zugestehen, daß ich mich kein Jota fürchtete. Aber der Gedanke, daß sich vielleicht eines der Schmugglerdramen, von denen man oft liest, vor meinen Augen abspielen sollte, war mir schrecklich. Wie aber hätte ich es hindern können, wenn Schuppli oft minutenlang entschwand, um dann enttäuscht in unseren gedeckten Schlupfwinkel zurückzukehren?

Ich hätte ihn gerne noch einiges gefragt, vor allem Näheres über die Auffindung von Padrutts Wohnplatz. War ihm das unbemerkt gelungen oder war er dabei gesehen worden? Aber Sergeant Schuppli war schweigsam, fast ruppig zu nennen in seiner bestimmten Abwehr jedes Gespräches. Einmal raffelten auf der italienischen Seite Steine — hei, wie da der Föllner verschwand! Ich saß lange allein, hörte das Fauchen des Windes und zeitweise fernes Geröllklappern.

Dann kam er wieder, und sein biederer Gesicht war vergnügt, seine Stimme laut. „Nun könnt Ihr plaudern, Herr Pfarrer.“

Ich blickte nach der Uhr. „Jetzt muß ich an den Talstieg denken. Habt Ihr etwas gesehen?“

„Gar nichts. Aber ich weiß nun, warum ich so oft vergebens gepafst habe, wenn ich jemand vom Westgrat her erwartete. Der Teufelserl hat einen Abstieg durch die Südwand gefunden, berührt also weder die Scharte noch Schweizer Gebiet.“

„Und wieso wißt Ihr das so plötzlich?“

„Weil ich eben auf einem Band, das aus der Südwand kommt, im Geröll Tritts Spuren gefunden habe.“

„Vielleicht war's ein Hirt oder Wilderer.“

„Wohl möglich“, antwortete er kurz. „Der Abstieg ist nicht zu fehlen, Herr Pfarrer. Zuerst die lange Geröllzunge, dann kommt Ihr auf Weideland, und da sind schon Wegspuren bis zur *Alp Rocca fontana*.“

„Dort hirteten die Familien Ebener und Supersager, soviel ich weiß.“

„Ganz recht. Kommet bald, unsere Hütte zu sehen.“ Er schien es eilig zu haben — weiß Gott, was er noch plantel!

Jedenfalls fühlte ich mich überflüssig und begann nach kurzem Abschied das Geröll hinabzugleiten. Auch das muß gelernt sein, bergfremder Pfarrer von Rocca! Mit dem Turnen an den Steinen der Todmatte allein ist es nicht getan. Ich will ja gewiß kein großer Bergsteiger vor dem Herrn werden, sondern nur ein bescheidener Wanderer in den Herrlichkeiten Gottes. Aber das haltlos rinnende und rutschende Grien unter meinen Füßen lehrte mich eine Art des Gehens, die ich bisher noch nicht gekannt hatte.

Dazu wurde der Nebel immer dicker, statt daß er sich, wie ich gehofft hatte, weiter unten lichtete. Der Geröllstrom, der sein Ende zu nehmen schien, wurde allmählich von begleitenden Felsvorsprüngen eingeengt, unwirklich und schemenhaft ragten rechts und links Zacken auf wie die Zähne eines riesigen Rachens, darin ich Menschlein steckte.

Daß die Geröllschlucht von einem Absatz unterbrochen war, davon hatte mir Schuppli gar nichts gesagt. Zwar leitete eine von Steinen blank-gefeigte Rinne hinab, aber wie tief sie war, das konnte ich im Nebel nicht ermessen. Sie schien in einen schwarzen, bodenlosen Schlund überzugehen, und ich zauderte, mich der auspolierten Rinne anzuvertrauen.

Wie ich da nun stand und meine Unvorsichtigkeit bereute, allein abgestiegen zu sein, statt den sicheren Umweg über die *Forca del Balone* zu wählen, war mir, als ob rechter Hand zwei der Zacken sich bewegten. Der Nebel täuscht, wenn man längere Zeit auf denselben Punkt sieht. Ich blickte also weg, um nach kurzem meine Blicke auf denselben Punkt zu lenken. Die eine Gestalt war fort — die zweite schien unbeweglich im Grau erstarrt. In eine bange Stille knatterte jenseits des Rückens ein Stein.

„Ist wer da?“ rief ich. Und das mag bange geklungen haben. So bange, daß jemand lachte. Der Gratzacken löste sich, bekam Form und Gestalt.

„Haben Sie den Weg verloren, Herr Pfarrer?“

Nun war es an mir, mich zu ärgern. Da stand ich vor Nina Padrutt als schlapper Städter, dem etwas Berggewölk Grauen einflöste.

Sie kam leicht und schnell zum Geröll herab.

„Wenn ich das müßtel!“ entgegnete ich etwas ärgerlich. „Ich dachte, es ginge hier glatt zu den Weiden hinab, und nun ist da ein Abbruch, und darunter eine unbekannte Tiefe.“

Sie stand vor mir, frisch und braungebrannt, das reiche Haar unter einem *Béret-basque*, in der Hand einen zierlichen Dameneispickel. Ihre Stimme klang lieb und beruhigend über meine unbeholfene Torheit. „Der Nebel verbergt die Entfernung. Die Rinne ist kaum fünf Meter lang, und das Schwarze darunter ist Grasboden. Sehen Sie —“, sie setzte sich in die Rinne und glitt wie auf einer Wasserrutschbahn hinab. Es sah aus, als ob sie der Abgrund verschlingen wollte — da stand sie, verschwommen und dunkel, aber ihre Worte kamen aus heller Nähe. „Sehen Sie mich, Herr Pfarrer?“

„Nicht genau aber —“ nun glitt ich auch hinab — „iebt sehe ich Sie wieder.“

Wir lachten beide wie Kinder, die eine kleine Spitzbüberei begangen hatten. „Immerhin wollen wir aus der Falllinie der Steine fort“, sagte sie endlich. Wir gingen einige Schritte über die sanft geneigte Matte, die von Viehsteigen durchzogen war.

„Es ist nicht schön von Ihrem Freunde Schuppli, daß er Sie als Wegunkundigen allein hier absteigen ließ.“

„Ich wollte es selbst so. Uebrigens, woher wissen Sie, daß ich mit Schuppli, den ich, nebenbei gesagt, eben erst kennenlernte, zusammen war?“

„Man kann allerlei beobachten wenn man in den Bergen die Augen offenhält.“

„Und wenn man darin von den Falkenblicken des Gian Padrutt unterstützt wird.“

„Wie kommen Sie auf Vater? Ich bin doch allein hier.“

„Sie sollten mich nicht anlügen, Fräulein Padrutt. Oben in der Nähe der Rinne war er eben noch neben Ihnen.“

„Und wenn schon?“ sagte sie trotzig.

„Ich meine damit gar nichts. Er hat daselbe Recht, in den Bergen herumzugehen wie ich.“

„Das glaube ich!“ lachte sie grell.

„Mehr noch“, wehrte ich ihr ab. „Er ist der Herr und König dieser Berge nach allem, was man mir von ihm erzählt hat.“

Ihre Augen begannen zu leuchten. „Ja, das ist er. Er ist herrlich und groß, mein Vater. Er ist wie ein Recke aus einer uralten Zeit. Aber das werden Sie nie begreifen — —“

„Warum nicht? Glauben Sie, daß ich für eine so gewaltige Gestalt, wie es Gian Padrutt nach den Berichten der Leute ist, kein Verständnis habe? Ich bin immer ein wenig Romantiker gewesen.“

Sie sah mich aus klaren Augen ruhig an. „Aber . . .“, sagte sie endlich.

„Was aber?“

„Aber jetzt kommen doch die Einschränkungen, jetzt kommt die nüchterne Paragraphenmoral. Habe ich nicht recht?“

„Davon habe ich kein Wort gesagt. Und ich möchte Dinge, die ich vielleicht zu sagen hätte, der Tochter Gian Padrutts gegenüber nicht erwähnen.“

„Wie rücksichtsvoll von Ihnen!“

„Spotten Sie nicht, ich meine es wirklich so. Nur hätte Ihr Vater nicht eben vor mir davonlaufen sollen.“

Fortsetzung folgt.